

Methodologische Fragen

DANIEL GAXIE, JAY ROWELL

Dieses Buch ist aus der Überzeugung entstanden, dass die Grundeinstellungen der Normalbürger zur europäischen Integration trotz der umfangreichen Forschungsliteratur noch unzureichend bekannt sind. Eine der bedeutendsten Lücken resultiert daraus, dass die Komplexität dieser Grundeinstellungen unterschätzt wird. Ebenso ist auch das genaue Verständnis der Motive und Ursachen, die die Bürger veranlassen, ein positives oder ein negatives Urteil über Europa zu fällen, noch sehr unzulänglich. Man weiß, dass zahlreiche Korrelationen zwischen den europäischen Grundeinstellungen und verschiedenen „Variablen“ nachgewiesen wurden, doch stellt eine statistische Korrelation noch lange keine Erklärung dar. Um das Verhältnis der Bürger zu Europa zu begreifen, muss man zu einer besseren Kenntnis ihrer subjektiven Wahrnehmungen und Einschätzungen gelangen. Verschiedene Studien haben nachgewiesen, dass die Wahrnehmungen sowohl entsprechend dem nationalen Kontext als auch entsprechend der sozio-demographischen Charakteristika variieren. Um die Auswirkung der Nationszugehörigkeiten zu erklären, stellen andere Autoren häufig kulturalistisch geprägte Hypothesen auf,¹ die sich nur schwer mit der Unterschiedlichkeit der Grundeinstellungen zwischen den verschiedenen sozialen Gruppen eines Landes in Einklang bringen lassen. Man müsste also die Voraussetzungen für eingehendere Vergleiche schaffen, um die nationalen Besonderheiten – aber auch Übereinstimmungen – berücksichtigen zu können. Ebenso sind präzisere Informationen notwendig, wenn man besser verstehen möchte, wie sozio-demographische Charakteristika für besondere Ansichten zu Europa empfänglich machen.

1 Siehe das Kapitel über die Literaturlauswertung.

Forschungsfragen und -hypothesen

Die meisten Analysen europäischer Grundeinstellungen beruhen auf der statistischen Auswertung formal identischer Antworten auf geschlossene Fragen. Antworten, die man in verschiedenen nationalen und sozialen Kontexten gesammelt hat, lassen sich jedoch keineswegs ohne weiteres vergleichen. Die Illusion der unmittelbaren Vergleichbarkeit von quantitativen Daten stützt sich auf die Voraussetzung, dass alle Befragten – trotz ihrer Unterschiede – den gestellten Fragen und den erhaltenen Antworten eine identische Bedeutung und Wichtigkeit beimessen. Eine solche Methodik läuft auf die stillschweigende Unterstellung hinaus, dass alle Befragten fähig gewesen wären, die gestellte Frage selbständig zu beantworten, wenn man ihnen keine vorgegebenen Antworten zur Auswahl vorgelegt hätte. Man unterstellt insbesondere, dass sie den Typ und das Niveau des mit den Fragen verbundenen Diskurses einhalten könnten. Man setzt gleichzeitig als selbstverständlich voraus, dass der Großteil der Bürger in der Lage ist, politische Ansichten über die wichtigsten Zielsetzungen der europäischen Integration zu äußern.

Wir sind von ganz anderen Forschungshypothesen ausgegangen. Im Gegensatz zu den gängigen Annahmen der Fachliteratur denken wir, dass die Grundeinstellungen und Meinungen der Bürger zu Europa verschiedenartig sind. Damit meinen wir nicht nur die Divergenz der Sichtweisen – positiv, kritisch oder zwiespältig – in Bezug auf die EU. Denn die Politikwissenschaft hat seit Langem nachgewiesen, dass die Bürger nicht alle in gleichem Maße über die öffentlichen Angelegenheiten informiert sind und dass sie sich nicht alle in gleichem Maße für politische Themen interessieren.² Mehrere Jahrzehnte Forschung haben gezeigt, dass es den Bürgern in unterschiedlichem Maße leicht fällt, sich zu politischen Fragen zu äußern, besonders zu den abstraktesten.³ Es gibt keinerlei Grund zu denken, dass diese anerkannten Ergebnisse nicht ebenfalls für Fragen nach der Europapolitik gelten sollten. Aufgrund des Fehlens eines strukturierten und eigenständigen europäischen Raumes für politische Transaktionen, der schwachen Mobilisierung und des marginalen Stellenwerts europäischer Fragen in den Medien kann man sich sogar fragen, ob die politischen Einstellungen in diesem Bereich nicht sogar noch vielfältiger sind als in den nationalen politischen Kontexten.

Die gängigen Untersuchungen mittels Fragebogen verlangen von Probanden, die man für repräsentativ hält, sich über zahlreiche mit der EU in Verbindung stehende Themen zu äußern. Ihre Autoren scheinen der Auffassung

2 Siehe zum Beispiel die konstanten Ergebnisse der seit den 1940er Jahren durchgeführten Untersuchungen, insbesondere die klassischsten: Lazarsfeld und andere (1968) oder Campbell und andere (1980).

3 Hier seien nur zwei der am häufigsten zitierten Referenzen genannt: Converse (1964) und, aktueller, Zaller (1992).

zu sein, dass alle Bürger selbstverständlich in der Lage sind, sich zu Fragen zu äußern, die häufig äußerst komplex sind. Der geringe Prozentsatz von „keine Antwort“, den man in der Regel beobachtet, scheint ihnen Recht zu geben, zumindest wenn man außer Acht lässt, dass er zum Großteil aus der Hilfestellung resultiert, die die befragten Personen durch die Benutzung geschlossener Fragen bekommen. Im Gegensatz dazu stützen sich unsere Ausgangshypothesen auf die konstanten Ergebnisse unzähliger Untersuchungen, die nachgewiesen haben, dass die Vertrautheit mit politischen Fragen und die Konsistenz der politischen Meinungen insgesamt schwach sind und dass sie je nach Bildungsniveau, gesellschaftlicher Position und Geschlecht der Individuen äußerst stark variieren. Zahlreiche Forschungsströmungen bestehen seit gut zwanzig Jahren auf der Idee, dass die Bürger nicht vollkommen hilflos sind, wenn sie sich zu politischen Themen äußern sollen, mit denen sie nicht vertraut sind. Eine Hypothese lautet, dass diese Bürger dann „Informationsabkürzungen“ und Beurteilungsheuristiken benutzen.⁴ Diese Problematiken wurden jedoch bis zum heutigen Zeitpunkt beinahe gänzlich von den „Europäischen Studien“ vernachlässigt. Man weiß nichts oder beinahe nichts über die kognitiven Instrumente, die die verschiedenen sozialen Gruppen einsetzen, um sich ihre Meinungen über europäische Themen zu bilden – sofern sie welche haben. Zahlreiche Arbeiten haben ebenfalls betont, dass das Verständnis einer Frage oder einer Situation das Ergebnis zahlreicher Transpositionen, Neuübersetzungen und Verzerrungen ist. Doch auch diese Forschungsperspektiven werden vom Großteil der Arbeiten über die öffentliche Meinung Europas ignoriert.

Verschiedene Forschungsfragen drängen sich auf, wenn man sich auf diese Traditionen stützt. Bis zu welchem Grad sind die verschiedenen sozialen Gruppen in der Lage, eine Meinung zum Inhalt der europa-politischen Debatte auszudrücken (beispielsweise zum Aufbau einer politischen Union, zum Vorantreiben der europäischen Integration, zum „Demokratiedefizit“ oder zu bestimmten Richtlinien)? Und falls die Bürger eine Meinung zu diesen Fragen besitzen: Wie groß ist deren Überzeugungs- und Konsistenzgrad? Auf welche Bewertungsinstrumente stützt sich ihre Meinung? Sind ihre Ansichten Ausdruck strukturierter Grundeinstellungen? Aus welchen Motivationen und Gründen heraus wird die europäische Integration positiv oder negativ bewertet? Stützen sich die geäußerten Meinungen auf die spezifischen Bewertungsinstrumente, die in politischen Debatten zum Einsatz kommen, oder werden sie mit Hilfe anderer Instrumente erzeugt, deren Inhalt man genauer bestimmen müsste? In welchem Maße werden die Fragen, wie sie in den Meinungsumfragen zur EU gestellt werden, verstanden? In welchem Maße werden sie

4 Unter zahlreichen Arbeiten kann man: Popkin (1991), Snidermann und andere (1991), Lodge, McGraw (1995) und Lupia und andere (2000) zitieren.

verstanden, wie sie formuliert sind oder, falls nicht: In welchem Maße lassen sich Prozesse von Neuübersetzung oder Sinnverschiebung und Missverständnisse feststellen?

Es ist ebenfalls seit langer Zeit nachgewiesen, dass die Grundeinstellungen der Bürger – besonders der weniger politisch interessierten unter ihnen – in Bezug auf das politische Universum zusätzlich vom Grad der Spürbarkeit der Themen im Alltag abhängen.⁵ Nach dem Aufbau eines Raums der Bewegungsfreiheit und eines Binnenmarktes, der Einführung des Euro, dem Erlass einer Fülle von Richtlinien und Regelungen, der Ausweitung auf neue Länder, den Debatten über den Beitritt der Türkei oder den durch die unterschiedlichen Referenden hervorgerufenen Kontroversen könnte man eigentlich denken, dass die EU oder wenigstens die politischen Maßnahmen und Entscheidungen der EU für einige Bevölkerungsgruppen vertrauter geworden sind. Die Analyse der Beziehung zur europäischen Konstruktion sollte also die Europa-Erfahrung berücksichtigen, das heißt das Maß, in dem ein Individuum persönlich (oder indirekt durch Mitglieder seiner Umgebung) mit europäischen oder als solchen wahrgenommenen Realitäten konfrontiert ist.

Die Methodik der Untersuchungen

Genau diese Fragen und Hypothesen haben unsere methodologischen Entscheidungen bestimmt. Eines unserer Anliegen war es, zu sehen, woran die Bürger denken, wenn man sie um ihre Meinung zu „Europa“ und der Europäischen Union ersucht, und zu beobachten, welche Bewertungsinstrumente sie einsetzen, um ihre Urteile zu formulieren. Wir wollten nicht von vornherein unterstellen, dass sie alle einen Gesamtüberblick über die EU besitzen und in der Lage sind, politische Standpunkte in Bezug auf deren Entwicklung auszudrücken. Wir gingen davon aus, dass sich unterschiedliche Bürger auf unterschiedliche Orientierungen und Bewertungselemente stützen. Deshalb haben wir uns entschieden, zu Beginn äußerst offene Fragen zur Wahrnehmung und dem Gesamturteil über „Europa“ zu stellen. Das Ziel war, die befragten Personen unbeeinflusst ihre Sichtweise erläutern zu lassen, mit ihren eigenen Worten und ohne ihnen Antworten zu suggerieren. So wollten wir nicht nur die Kategorien beobachten, sondern darüber hinaus auch die kognitiven Instrumente, die die Probanden spontan mobilisieren, die Argumente, die sie vorbringen, und die Elemente zur Wahrnehmung der europäischen Realitäten,

5 Siehe zum Beispiel Nie Norman H, Verba Sidney, Petrocik John (1976): *The Changing American Voter*, Cambridge, Harvard University Press, 2nd edition, 1979.

die sie ins Feld führen. Dafür war es nötig, anstatt geschlossener Fragebögen semi-direktive Interviews einzusetzen.

Interviews, wie sie im Rahmen dieser Forschungsarbeit geführt wurden, nennt man „vertieft“. Diese Vertiefung beruht zunächst auf der Dauer des Interviews, die im Allgemeinen die eines „geschlossenen“ Fragebogens weit übersteigt. Zweitens ergibt sie sich aus den offenen Fragen, die die Befragten dazu zwingen, ihren Standpunkt mit ihren eigenen Mitteln auszuarbeiten, ohne sich an Vorschlägen „festhalten“ zu können. Die flexiblere Gesprächsführung beim vertieften Interview erlaubt es außerdem, bei der befragten Person „nachzuhaken“ und sie zu bitten, ihren Standpunkt stärker auszuarbeiten oder genauer zu erläutern. Die Gedankenverbindungen können bestimmte Hintergrundaspekte der Wahrnehmungen und Urteile enthüllen, die in den Erklärungen nicht explizit genannt werden. Doch liegt das Interesse eines vertieften Interviews im unmittelbaren Gespräch nicht nur im Inhalt dessen, was von dem Befragten gesagt oder vermutet wird, sondern auch in den Diskursmodalitäten.⁶ Der Forscher ist nämlich in der Lage, die Momente des Zögerns, des Schweigens, die Verlegenheitsreaktionen, die Intonation, den Sprachrhythmus und die Körpersprache zu beobachten. Ein Schulterzucken oder eine mit matter oder zögernder Stimme hingeworfene Antwort führen dazu, die Tragweite einer Antwort zu relativieren. Wie im Falle der Untersuchungen mittels geschlossener Fragebogen können die Interviews in manchen Fällen die befragte Person mit Problemen konfrontieren, über die sie noch nie nachgedacht hat. Dieses Risiko, auf das wir später noch zurückkommen werden, ist beträchtlich, wenn man Untersuchungen zu Themen durchführt, die für viele Bürger nicht zu den Gegenständen gehören, über die sie häufiger nachdenken oder sich unterhalten. Wenn die Geschlossenheit der Fragen nämlich methodologische Schwierigkeiten aufwirft, liegt dies vor allem daran, dass die Probanden, die keine persönliche Meinung zu einer bestimmten Fragestellung besitzen, dazu neigen, blindlings das aufzugreifen, was man ihnen suggeriert, um ihr Gesicht zu wahren und ihre Verlegenheit zu verbergen. Wenn ein Befragter seine Antworten hingegen selbst formulieren muss, verraten gewisse Momente des Zögerns und bestimmte Reaktionen sofort das Fehlen einer gefestigten Meinung zu bestimmten Themen. Zwar verhindern offene Fragen nicht das Aufzwingen von Problematiken, doch machen sie es leichter feststellbar und erlauben es, seine Auswirkungen zu kontrollieren und zu problematisieren.

Da verschiedene soziale Gruppen nur wenig mit europäischen Themen vertraut sind, ist die Art und Weise, wie sie auf die Untersuchung und auf die Fragen reagieren, in einigen Fällen mindestens ebenso erhellend wie der Inhalt ihrer Erklärungen. Die Interviewer waren daher angewiesen, nicht nur

6 Demoskopische Studien werden meist per Telefon durchgeführt. Körperliche und interaktive Diskurselemente bleiben daher ausgeblendet.

den Diskurs in seiner Rohform – inklusive aller Ungeschicklichkeiten, Wiederholungen, unvollständigen Sätze, sprachlichen Fehler und umgangssprachlichen Ausdrücke – so genau wie möglich zu transkribieren, sondern auch die Momente des Schweigens, des Zögerns und die wichtigsten gestischen Reaktionen. Doch egal wie sorgfältig diese Arbeit durchgeführt wird, kann auch die Transkription nur einen Teil der relevanten Informationen bewahren. Da alle durchgeführten Interviews allen Mitgliedern des Teams zugänglich waren, haben alle Autoren der Kapitel dieses Buches auch mit Interviews gearbeitet, die sie nicht selbst durchgeführt hatten. Sie konnten also die Bedeutung des Diskurses eines Befragten missverstehen oder bestimmte non-verbale Reaktionen nicht kennen, auf die nicht hingewiesen worden war. Gleichzeitig haben alle Autoren aber auch selbst Interviews durchgeführt, was sie für diese Schwierigkeiten sensibilisiert hat.

Ziele, Organisation und Durchführung der Interviews

Die Durchführung der Interviews geschah auf der Grundlage eines Leitfadens, der auf den vorgenannten theoretischen Fragen und Hypothesen beruht. Dieser Leitfaden ist für alle „nationalen“ Teams weitgehend der gleiche, doch wurden einige Fragen an die nationalen Kontexte angepasst. Alle Interviews begannen mit der Frage, ob das Wort „Europa“ von den Probanden eher positiv oder eher negativ bewertet würde. Das Ziel bestand darin, die Existenz und die Orientierung eventueller Grundeinstellungen zu ermitteln. Nach weiteren Nachfragen, bei denen es genauer um die eingesetzten Wahrnehmungselemente ging, wurde die Konversation auf präzisere Themen gelenkt: z.B. den Euro, die Frage nach der Bewegungsfreiheit und dem Schengener Abkommen, die Erweiterung der EU, die Möglichkeit eines Beitritts der Türkei, die Konkurrenzpolitik, die Frage nach dem öffentlichen Dienst und, im Falle Frankreichs, nach der Dienstleistungsrichtlinie. Abgesehen von der Charakterisierung eventuell darunter liegender Grundeinstellungen, ging es auch darum, das Informationsniveau der Befragten genau zu ermitteln, ohne unmittelbare Wissensfragen zu stellen. Man fragte beispielsweise, was der Proband über das „Schengener Abkommen“ denke, um zu überprüfen, ob er den Ausdruck und seine Bedeutung kannte. Wenn der Befragte antwortete, er wisse nicht, was das sei oder behauptete, diesen Namen zwar gehört zu haben, sich jedoch nicht mehr zu erinnern, um was es sich handle, gab der Interviewer einige genauere Hinweise, bevor er die Frage erneut stellte. An dritter Stelle ging es in den Interviews um die Erfahrungen mit Europa. Das Ziel war es, zu beobachten, ob und wie der jeweilige Befragte im Verlauf seines schulischen, beruflichen, familiären, religiösen oder gewerkschaftlichen Werdegangs, im

Rahmen einer Vereinsaktivität oder in seiner Freizeit mit „europäischen“ Realitäten – oder mit als „europäisch“ wahrgenommenen Realitäten – konfrontiert worden war. Diese Fragen ermöglichten es ebenfalls, relativ präzise Informationen über den Werdegang und die Charakteristika der Probanden zu erhalten, sowie über ihre sozialen Zugehörigkeiten, Bedingungen, Positionen und Situationen. Anschließend wandte sich das Interview wieder dem Informationsniveau des Befragten zu. Es ging darum, genau festzustellen, ob er das Gefühl hatte, gut oder schlecht über europäische Themen informiert zu sein, und welche Themen ihm schwer verständlich schienen. Anschließend wurde er danach befragt, auf welchen Wegen er sich für gewöhnlich informierte. Wir haben ebenfalls einige Eurobarometer-Fragen nach dem Vertrauen in das Europa parlament, die Kommission und den Rat übernommen, um den Grad der Vertrautheit mit diesen Institutionen zu testen. Bei den in Frankreich durchgeführten Interviews war eine fünfte Phase der Abstimmung bei den Europawahlen und beim Referendum von 2005 gewidmet. Hierbei ging es um den Versuch, herauszufinden, ob die befragte Person politische Präferenzen hatte, und ob diese Präferenzen mit den Grundeinstellungen zu Europa zusammenhingen. Das Interview endete mit ein paar Fragen zu den Hauptzielsetzungen der europäischen Konstruktion. Wir übernahmen die Formulierungen der Eurobarometer-Umfragen und baten jede Person, sich zur politischen Union, dem Vorantreiben der Integration und dem Demokratiedefizit zu äußern. Die Originalität des Verfahrens bestand darin, dass die Befragten gebeten wurden, die Motive für ihre Antwort genauer zu bestimmen, was häufig die Gelegenheit bot, darum zu bitten, genau zu erläutern, was er oder sie unter „politischer Union“, „Integration“ oder „Demokratiedefizit“ verstand. So ließ sich beobachten, ob und wie diese gängigen Fragen der politischen Debatte verstanden wurden. Auch hier bestand das Ziel wieder darin, festzustellen, in welchem Maße die politischen Problematiken der europäischen Integration von den unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen beherrscht und eingesetzt werden und in welchem Maße ihre (eventuellen) Grundeinstellungen zu Europa durch oder um diese politischen Problematiken herum strukturiert sind.

Auswahl und Zusammensetzung der Befragten

Da wir von der Hypothese ausgingen, dass die Grundeinstellungen zu Europa vielfältig sind, mussten wir die Bedingungen schaffen, um diese Vielfalt zu beobachten. Wir bemühten uns, Männer und Frauen zu interviewen, deren Alter, Wohnort, Bildungsniveau, Einkommen, Beruf, Europa-Erfahrungen, Engagement in Vereinen, religiösen Gruppen, Gewerkschaften oder Parteien, Politisierungsgrad und politische Orientierungen sich so weit wie möglich unterschieden. Wie man im Allgemeinen bei dieser Art von Untersuchung fest-

stellt, verlief die Kontaktaufnahme mit den Personen, die den Interviewern sozial nahestanden, also in der Regel den mittleren oder höheren Regionen des sozialen Raumes angehörten, am unkompliziertesten. Dagegen mussten besondere Anstrengungen unternommen werden, um die weiter entfernten Gruppen zu erreichen, diejenigen, die sich in den gehobenen Sphären des sozialen Universums bewegen und vor allem diejenigen an dessen unterem Rand. Jene letzteren haben sich als am schwersten zugänglich erwiesen, und es war noch schwieriger, sie davon zu überzeugen, über Themen zu sprechen, die so gar nichts mit ihren gewöhnlichen Hauptinteressen zu tun hatten. Viele der um ihre Teilnahme ersuchten Personen verstanden nicht, warum man sich mit derartigen Themen an sie wandte. Einige lehnten das Prinzip eines in ihren Augen derart unsinnigen Gespräches mit einem Schulterzucken ab. Diejenigen, die sich einverstanden erklärten, sich auf ein (in ihren Augen) unsicheres Terrain zu begeben, waren geneigt, die Fragen als Wissenstests zu interpretieren. Manche Interviews waren sowohl für die oder den Befragten als auch für die Interviewerin oder den Interviewer schmerzhaft und belastend. Um diese Schwierigkeiten des Zuganges zu den verschiedenen sozialen Gruppen zu überwinden, haben wir das soziale Umfeld der Mitglieder des Forschungsteams zur Teilnahme aufgefordert, und besonders das der zahlreichen Studenten, die an dem Projekt beteiligt waren. Dank ihnen und dank des sozialen Kapitals von Eltern, Freunden, Nachbarn und Bekannten, das sie mobilisieren konnten, ist es uns gelungen, eine relativ diversifizierte Auswahl von Probanden zusammenzustellen. Wenn eine Person von jemand aus ihrem näheren Umfeld dazu aufgefordert wird, an einem Interview teilzunehmen, fällt es ihr manchmal schwer, abzulehnen. So ist es uns gelungen, Männern und Frauen zu begegnen, die sich vermutlich nicht bereit erklärt hätten, an einem Interview über derartige Themen teilzunehmen, wenn es nach der gängigen Methodik einer Telefonumfrage durchgeführt worden wäre. Wir hatten somit Gelegenheit, einigen der Leute zuzuhören, deren Grundeinstellungen, Reaktionen und Diskurs von den Sozialwissenschaften nur äußerst selten wiedergegeben und analysiert werden.

Die Gruppe unserer Probanden wurde auf gleichzeitig wissenschaftliche und pragmatische Art und Weise zusammengestellt. Wissenschaftlich in dem Sinne, dass die Auswahl der befragten Personen von verschiedenen theoretischen Fragen und Hypothesen geleitet wurde und sich auf eine fundierte wissenschaftliche Literatur stützte. Im Laufe der Untersuchung haben wir mehrmals Zwischenbilanz gezogen, um festzustellen, wo sich noch Lücken befanden und um die Personentypen genauer zu bestimmen, deren Reaktionen nach unseren ersten Ergebnissen potenziell interessant erschienen. Gleichzeitig wurden unsere Personenauswahlen pragmatisch, ausgehend von den Begegnungen und Beziehungen all derer, die an diesem Projekt mitgearbeitet haben, zusammengestellt. Ein Teil der Interviews wurde von erfahrenen Forschern

durchgeführt, einige wurden jedoch von Studenten im Rahmen ihrer Ausbildung in Forschungsmethodik realisiert. Die Ergebnisse sind also ungleich, und einige Interviews haben sich als wenig auswertbar erwiesen.

Die Beziehungen zwischen den Interviewern und den Befragten

Wie wir soeben unterstrichen haben, wurde das empirische Material gesammelt, indem wir uns auf die Bekanntschaften, Begegnungen, Initiativen und Empfehlungen der Interviewer und ihres näheren Umfelds gestützt haben. In manchen Fällen kannte der Interviewer den Befragten vor Beginn des Gesprächs nicht. In anderen Fällen befragte er eine Person, die er kannte, und die manchmal sogar aus seinem vertrauten Umfeld stammte. Diese Auswahl steht im Gegensatz zu einer gewissen Orthodoxie, die eine formale Einheitlichkeit der Interviewbedingungen empfiehlt und behauptet, dass das Fehlen vorheriger Beziehungen zwischen Interviewer und Befragtem eine unerlässliche Bedingung für die Neutralität der Untersuchungssituation sei. Unsere Erfahrung veranlasst uns, uns von diesen methodischen Postulaten abzuwenden. Jedes Interview verläuft in einer besonderen Konfiguration, die notwendigerweise sein Resultat beeinflusst. Es gibt keine Untersuchungssituation, die frei von „Befangenheiten“ wäre, oder die nicht durch den Rahmen der Begegnung, durch die gestellten Fragen und durch die Beziehungen, die sich zwischen den fragenden und den antwortenden Personen entwickeln, „verunreinigt“ würde. Es ist also müßig, eine Untersuchungssituation neutralisieren zu wollen, die nicht neutral sein kann. Es ist vermutlich sinnvoller, zu versuchen, die Auswirkungen, die sich aus jeder besonderen Interaktion ergeben, festzustellen und sie bei der Interpretation der Ergebnisse zu berücksichtigen. Interviews, die von einer Person durchgeführt werden, die dem Befragten nahesteht, und Interviews, die für einen kurzen Moment zwei einander fremde Personen vereinen, weisen beide verschiedene Vor- und Nachteile von teilweise gemeinsamer und teilweise unterschiedlicher Art auf. Bei einem Thema wie „Europa“ gibt es kaum etwas Beschämendes, das man seinem Gesprächspartner verschweigen oder vor einem Gesprächspartner verbergen müsste, dem man unter anderen Umständen wieder begegnen wird. Einer der Hauptnachteile eines Interviews zwischen „engen Vertrauten“ ist vielmehr das möglicherweise vorhandene stillschweigende Einverständnis, das dazu verleitet, nur unzureichend explizit auszusprechen, was anscheinend selbstverständlich ist. Ein Vorteil dieses Interviewtypus ist dagegen das Vertrauensverhältnis, das die Offenheit unterstützen kann, wenn man eingestehen muss, dass man sich mit Themen, zu denen man eine Meinung äußern soll, nicht auskennt. Doch ist einer der interessantesten Pluspunkte der zwischen vertrauten Personen ge-

fürten Interviews die Tatsache, dass der Interviewer einschätzen kann, ob der Diskurs des Befragten in dem ein wenig formellen Rahmen eines aufgezeichneten Interviews mit seinen gewöhnlichen Äußerungen übereinstimmt. In Standardmeinungsumfragen ist der Interviewer nicht in der Lage, zu erkennen, ob die im Dienste einer Untersuchung aufgezeichneten Reaktionen von der Art und Weise abweichen, wie der Befragte unter anderen Umständen reagiert. In diesem Fall sind die besonderen Auswirkungen der Untersuchungssituation schwieriger zu berücksichtigen.

Die Frage nach der Repräsentativität der Probanden-Auswahl

Quantitative Untersuchungen mittels geschlossener Fragebögen mit einer als repräsentativ angesehenen Stichprobenauswahl werden bislang als die „normale“ Methodik einer normalen Wissenschaft im Sinne von Kuhn (1976) angesehen. Stillschweigend bewertet man die methodologische Gültigkeit aller Untersuchungsformen nach diesem Maßstab. Das Programm Concorde beschreitet auch auf diesem Gebiet Wege, die mit überkommenen Gewohnheiten brechen. Sein Ziel war es nicht, „repräsentative“ Stichproben aus der Bevölkerung der ausgewählten Länder zu konstruieren. Unsere Probanden-Gruppen sind im streng statistischen Sinne nicht repräsentativ, was es uns verbietet, allgemeine quantitative Schlüsse zu ziehen. Denn wir befinden uns in der klassischen Situation, dass trotz unserer Anstrengungen die unteren sozialen Schichten unterrepräsentiert sind, während Personen mit Hochschulstudium überrepräsentiert sind. Aus diesem Grunde können wir die Häufigkeit der Phänomene, die wir analysieren, nicht messen. Wir können zum Beispiel die unterschiedlichen Informationsniveaus in Bezug auf europäische Fragen beschreiben, doch können wir nicht sagen, welcher Prozentsatz der Bevölkerung sich durch welches Informationsniveau auszeichnet. Zwar ist unsere Probanden-Auswahl nicht repräsentativ, doch ist sie immerhin ausreichend diversifiziert, um uns zu ermöglichen, ein Ensemble kontrastierender Grundeinstellungen zu beobachten, zu beschreiben und zu versuchen, es zu erklären. Insofern ist unsere Methodik unseren Forschungszielen angemessen. Und obwohl unsere Personenauswahl nicht im herkömmlichen Sinne repräsentativ ist, reicht die Anzahl der Befragten – inklusive der unterrepräsentierten Kategorien –, aus, um eine hohe Gültigkeit der Ergebnisse vermuten zu lassen.

Die Auswertung der Interviews und der Umgang mit den gewonnenen Resultaten

Der Anspruch, allgemeine Feststellungen bezüglich der Beschreibung, des Verständnisses und der Erklärung der Grundeinstellungen zu Europa herauszuarbeiten, setzt eine wiederholte Hin-und-Her-Bewegung zwischen dazwischenliegenden Aussagen und Beobachtungen von Einzelfällen voraus. Nur eine Vielzahl derartiger Beobachtungen ermöglicht es, nach und nach Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Individuen auszumachen und ausgehend von Einzelfällen allgemeine Typen herauszuarbeiten. Jede befragte Person stellt einen Sonderfall dar, doch ermöglicht es der Vergleich dieser Sonderfälle, nach und nach verschiedene Invarianzen festzustellen, ebenso wie mehr oder weniger ausgeprägte Abweichungen in Bezug auf diese Invarianzen. Jeder Sonderfall wird durch ein Ensemble von charakteristischen Meinungen, Grundeinstellungen, Praktiken, Erfahrungen, Zugehörigkeiten und Besonderheiten konstituiert, das von mehr oder weniger umfangreichen Ensembles von Einzelfällen mehr oder weniger geteilt wird. Diese Dialektik zwischen dem Einzelnen und dem Kollektiv liegt den Versuchen der Generalisierung zu Grunde, die auf qualitativem Material beruhen. Nur durch eine Arbeit des Vergleichs zwischen Einzelfällen, die sich auf die Forschungsfragen und -hypothesen stützt, wird es möglich, nach und nach die Charakteristika zu erfassen, die die allgemeinen Typen definieren. Die in diesem Buch vorgeschlagenen Typisierungen setzen „Europa“-Wahrnehmungen, Vorstellungen, Meinungen, Praktiken, Erfahrungen, Zugehörigkeiten und die sozialen Eigenschaften von Klassen von Individuen miteinander in Beziehung. Sie beruhen auf Beobachtungsinstrumenten, die (wie alle Beobachtungsinstrumente) selbstverständlich verschiedene Beschränkungen aufweisen, es aber erlauben, die subjektiven Vorstellungen von Individuen tiefgreifender nachzuvollziehen als es auf dem Wege der Antworten auf geschlossene Fragen der Fall ist. In Übereinstimmung mit der Methodik der Idealtypen werden diese subjektiven Vorstellungen in typisierter und stilisierter Form wiedergegeben. Sie werden mit Typen von Praktiken, Erfahrungen, Zugehörigkeiten und sozialen Eigenschaften in Beziehung gesetzt, und genau diese Verbindung von „subjektiven“ und „objektiven“ Aspekten bringt Erklärungselemente für die Beziehungen zu Europa (in einem bestimmten nationalen Kontext, zu einem bestimmten Zeitpunkt) hervor, mit dem Anspruch, über die Alternative von bloßem erklärenden Verständnis hinauszugehen.

Die Frage nach der „Gültigkeit“ oder Solidität der gewonnenen Ergebnisse

Die Durchführung von Untersuchungen, die tiefer gehen als diejenigen, die auf geschlossenen Fragebögen beruhen, erlaubt es uns, sowohl die Komplexität der Grundeinstellungen zu Europa zu erkennen, als auch die Komplexität des Systems der Faktoren, das sie konstituiert. Diese Komplexifizierung der Beschreibungen und Erklärungen ist einer der Erkenntnisgewinne aus den qualitativen Untersuchungen. Ihre Solidität beruht auf mehreren Elementen. Zunächst auf der Stichhaltigkeit des Systems der Forschungsfragen und hypothesen, wie es zu Beginn formuliert und nach und nach im Verlauf seiner Konfrontation mit den Beobachtungen umgearbeitet und weiterentwickelt wurde. Zweitens auf der Strenge der Konfrontation zwischen diesem sich ständig weiterentwickelnden theoretischen Rahmen und den empirischen Tests, die die jeweiligen Interviews (sowie die anderen empirischen Materialien) darstellen. Einerseits definieren die Forschungsfragen und -hypothesen den Analyse-, Beschreibungs- und Charakterisierungsrahmen eines jeden Einzelfalles. Andererseits muss jedes durchgeführte und interpretierte Interview zu einer Neubetrachtung und eventuell zu einer Korrektur dieser Fragen und Hypothesen führen.

Wie bei den quantitativen Untersuchungen, aber auf unterschiedliche Weise, hängt die Gültigkeit der Ergebnisse einer qualitativen Untersuchung somit von der Stichhaltigkeit des theoretischen Rahmens, von der Qualität der empirischen Ermittlung und von der Strenge der Konfrontation zwischen dem theoretischen Rahmen und den Ergebnissen der empirischen Ermittlung ab. Wie bei den quantitativen Untersuchungen, aber immer noch auf unterschiedliche Weise, hängt die Qualität der empirischen Ermittlung von der Qualität, der Anzahl und der Diversität der Ermittlungen ab. Im Falle der Interviews ist diese Qualität davon abhängig, inwieweit der Interviewleitfaden dem theoretischen Rahmen angepasst ist und inwieweit der Interviewer in der Lage ist, den Leitfaden zu beachten und seinen Gesprächspartner zum Reden anzuregen. Ziel ist es hierbei, eine Interaktion zu beginnen, die den Befragten dazu veranlassen soll, eine möglichst große Anzahl von informativen Elementen zu liefern, die es erlauben, auf die Fragen zu antworten und die Stichhaltigkeit der Forschungshypothesen zu überprüfen. Die Anzahl und die Diversität der befragten Personen sind aus vielerlei Gründen entscheidend. Da die konkreten empirischen Fälle niemals exakt übereinstimmen und sich im Gegenteil immer mehr oder weniger von den stilisierten Typisierungen entfernen, gilt: je größer die Anzahl der untersuchten Fälle, desto größer die Chance, adäquate Idealtypen zu erarbeiten. Doch ist dabei, neben der Anzahl der Befragten, vor allem ihre Diversität von entscheidender Bedeutung für eine qualitative Untersuchung, die sich mit diversifizierten Meinungen und Grundeinstellungen

beschäftigt. Die befragten Personen müssen ausreichend verschieden sein (unter dem Gesichtspunkt der für die Erklärung des untersuchten Phänomens relevanten Besonderheiten), damit kein einziger Grundeinstellungs-Einzeltypus außer Acht gelassen wird. Und da die Untersuchungs- und Analysebedingungen streng sind, wird die Diversität der Probanden den Forscher davon abhalten, Feststellungen, die nur für ein Unter-Ensemble gelten, unberechtigterweise auf die Gesamtheit der Befragten auszuweiten. Sie wird ihn im Gegenteil dazu anhalten, alle notwendigen Unterscheidungen zwischen Typen, Unter-Typen, Varianten und Mischformen zu treffen.

Genau wie bei den quantitativen Untersuchungen, aber auf unterschiedliche Weise, ist die Anzahl der Beobachtungen somit eines der Kriterien für die empirische Strenge. Man weiß jedoch, dass die Erhöhung der Stichprobengröße eine Abnahme des empirischen Nutzens zur Folge hat. Somit gilt es, jedes Mal einen Kompromiss zwischen der verfügbaren Zeit und den verfügbaren Mitteln einerseits und andererseits der Einhaltung eines akzeptablen Niveaus empirischer Strenge zu finden. Im Falle der qualitativen Untersuchungen erlaubt die Sättigung der Beschreibungs- und Typisierungsverfahren die Vermutung, dass ein zufriedenstellendes Niveau an Beobachtungsqualität erreicht worden ist. Die Feststellung, dass zusätzliche Interviews die verschiedenen Typisierungen nicht mehr weiter verfeinern können, ist ein Zeichen dafür, dass es angebracht ist, die empirische Untersuchung (vorerst) zu beenden. In diesem Sinne weist der Großteil der in diesem Buch vorgelegten Ergebnisse eine Annahme zufriedenstellender Gültigkeit auf, mit einigen Ausnahmen, auf die wir noch hinweisen werden. Doch selbst wenn sie angemessen solide sind, bleiben die Ergebnisse einer qualitativen Untersuchung (ebenso wie diejenigen einer quantitativen Untersuchung) notwendigerweise provisorisch. Sie können beispielsweise durch neue empirische Elemente in Frage gestellt werden, z.B. durch eine Verbesserung des Untersuchungsverfahrens oder durch die Berücksichtigung von bisher unbemerkten Sonderfällen. Es kann sich auch um eine Entwicklung der sozialen Realität selbst handeln. Man sieht zum Beispiel deutlich, wie stark der Euro die Grundeinstellungen einiger sozialer Gruppen beeinflusst hat. Letztendlich können die zu einem bestimmten Zeitpunkt gewonnenen Resultate jederzeit durch neue Fragen und Hypothesen in Frage gestellt werden, da sie stets von einem theoretischen Rahmen abhängen.

Anders als gemeinhin angenommen sind qualitative Untersuchungen nicht weniger wissenschaftlich als quantitative Untersuchungen. Ihre Wissenschaftlichkeit zeigt sich vielmehr in unterschiedlicher Form. Unter der Voraussetzung, dass die verschiedenen methodologischen Anforderungen eingehalten werden, stellt die Größe der Probanden-Auswahl – die stärker eingeschränkt ist als bei quantitativen Untersuchungen – nicht notwendigerweise ein Hindernis für die Produktion allgemeiner Aussagen dar. Der Zugewinn an Genau-

igkeit und Tiefe gleicht die Unmöglichkeit einer Quantifizierung aus. Statistische Ergebnisse sind letztendlich nur einer der Ergebnistypen, die die Sozialwissenschaften bieten können.

Empirische Gültigkeit und die Sachzwänge der Veröffentlichung

Es bleibt jedoch eine Schwierigkeit bestehen, die mehr mit den Sachzwängen der Veröffentlichung als mit der Forschungslogik selbst zusammenhängt. Die Untersuchungsergebnisse beruhen, wie bereits erwähnt, auf einer sich ständig weiterentwickelnden Hin-und-Her-Bewegung zwischen Forschungsfragen und -hypothesen und verschiedenen empirischen Untersuchungen, das heißt hauptsächlich vertieften Interviews. Die Strenge des Verfahrens und die (stets relative) Solidität der Ergebnisse beruhen auf der Qualität dieser Hin-und-Her-Bewegung. Doch zeigt dieses Buch, wie jede Wiedergabe einer Untersuchung, den „endgültigen“ Stand einer Analyse, ohne die Etappen, die Unsicherheiten, die Momente des Zögerns und die empirischen Gründe wiedergeben zu können, die dazu geführt haben, sich eher für diese als für eine andere erklärende Position zu entscheiden.⁷ Die Interviewausschnitte und die empirischen Dokumente, die im Laufe der Kapitel zu lesen sein werden, haben nicht den Status von „Beweisen“. Um die hier gelieferten Analysen zu beweisen,⁸ hätte man nicht nur die Gesamtheit der empirischen Materialien, die bei diesem Forschungsprogramm zum Einsatz kamen (mehr als 10.000 Seiten transkribierter Interviews!), veröffentlichen müssen, sondern auch die Ent-

7 Die Unmöglichkeit, dem Leser alle Informationen zu geben, die es erlauben würden, sich zu der Gültigkeit des Verfahrens und der „Resultate“ zu äußern, besteht nicht nur bei qualitativen Untersuchungen. Obwohl quantitative Untersuchungen alle für die Gültigkeit ihrer Schlussfolgerungen notwendigen Elemente liefern sollten, weiß man im Allgemeinen nur wenig über die Bedingungen für die Auswahl der Antwortenden, die Stichprobenauswahl, die Bedingungen der Vergabe der Fragebögen, die Reaktionen der Befragten und ihr Verständnis der Fragen, über die Antwortmodalitäten, die Unsicherheiten bei der Kodierung usw. Häufig scheint die scheinbare Objektivität der Statistiken die Zulässigkeit der Resultate zu beglaubigen. Diese Zulässigkeit beruht in Wirklichkeit auf dem festen Glauben an die Gültigkeit der unterschiedlichen Forschungsoperationen, die auf einer mehr oder weniger einstimmigen Zustimmung der interessierten akademischen Gemeinschaft basieren.

8 Das Register des „Beweises“ wird hier metaphorisch verwendet, um die Ausdruckweise zu vereinfachen und die Kommunikation zu erleichtern. Von einem epistemologischen Standpunkt aus gesehen, können die Sozialwissenschaften aus verschiedenen Gründen, deren Erläuterung hier zu weit führen würde, keine wirklichen „Beweise“ im Sinne einer „sich selbst rechtfertigenden“ Erkenntnisphilosophie liefern.

wicklung ihrer analytischen Auswertung nachzeichnen, was natürlich unmöglich ist. Die Möglichkeit der Kontrolle der vorgestellten Ergebnisse liegt nicht in der Veröffentlichung empirischer „Beweise“, sondern in der Beschreibung der Untersuchungs- und Analyseverfahren, die es möglicherweise einem anderen Forschungsteam erlauben könnten, an ihrer Widerlegung zu arbeiten. Die in diesem Buch vorgestellten empirischen Materialien, vor allem die Interviewauszüge, sind Illustrationen. Sie wurden nicht ausgewählt, um einen Wahrheitseffekt zu erzeugen, sondern um es dem Leser zu erlauben, zu „fühlen“, wie sich die Grundeinstellungen zu Europa äußern und zur Analyse anbieten. Die empirischen Illustrationen in diesem Buch wurden aufgrund ihrer Stichhaltigkeit ausgewählt. So wurden beispielsweise einige Interviews in die Arbeit aufgenommen, die Grundeinstellungen in einer Form erkennen lassen, die dem Idealtyp sehr nahe kommt, um so die empirischen Grundlagen der vorgebrachten Beschreibungen und Erklärungen „zu enthüllen“. Die zitierten Interviews stellen also nur einen kleinen Teil derjenigen dar, die bei der Analyse berücksichtigt wurden. Der Großteil der durchgeführten Interviews wird in dem Buch aus unterschiedlichen Gründen nicht erwähnt. Einige haben sich als wenig brauchbar erwiesen, da der Interviewer nicht in der Lage war oder nicht in der Lage sein konnte, dafür zu sorgen, dass sich die befragte Person stichhaltig ausdrückte. Viele haben stichhaltige Informationen geliefert, aber auf weniger „illustrative“ Art – das heißt auf weniger typische Art – als diejenigen, die in die Arbeit aufgenommen worden sind. Wieder andere waren zwar genauso stichhaltig, doch gleichzeitig redundant.

Ein vergleichendes Forschungsprogramm

Da es potenziell die Fähigkeit besitzt, den Blick zu dezentrieren, hat sich das vergleichende Verfahren bereits bei der Konzeption des Projekts durchgesetzt. Wie wir gesehen haben, lautet eine gängige Hypothese der Fachliteratur, dass die Angehörigen der verschiedenen Mitgliedsländer der EU eine besondere Sichtweise der europäischen Integration besäßen, die mit den Besonderheiten ihrer nationalen Geschichte und den besonderen Bedingungen der Eingliederung ihres Landes in den Integrationsprozess zusammenhänge. Die Informationen über Europa werden außerdem durch die politischen Wettbewerbe und medialen Räume gefiltert und interpretiert, die nach wie vor stark durch den nationalen Rahmen strukturiert werden. Manche „europäischen“ Themen können in einem Kontext umfassend behandelt werden und so eine politische Bedeutung entwickeln, in einem anderen Kontext jedoch ungehört verhallen. Man sieht ebenfalls, dass die Augenfälligkeit und das Verständnis der „Items“ eines in mehreren Ländern angewandten Fragebogens notwendigerweise je nach dem nationalen Kontext variieren, was die Frage nach der

Vergleichbarkeit der gewonnenen Antworten aufwirft. So erschien die vergleichende Methode vor allem notwendig, um die Rolle des nationalen Kontextes und seiner Verbindung mit den anderen Determinanten zu verstehen und zu erklären.

Schon allein die Fülle der durch die qualitativen Untersuchungen gewonnenen Informationen erschwert das vergleichende Verfahren. Die begrenzte Standardisierung der Vorgehensweisen, die Streuung der Reaktionen auf offene Fragen, die zur Durchführung und Transkription der Interviews notwendige Zeit und die Schwierigkeit, die Analyse auf die Gesamtheit der gesammelten Materialien auszudehnen, verbieten es, die Untersuchung auf die Gesamtheit der Mitgliedsstaaten der EU auszuweiten. Doch erlauben es die Schwierigkeiten bei der Sammlung und Interpretation der qualitativen Materialien, die in den nationalen Kontexten produziert wurden, die Leerstellen in den internationalen quantitativen Untersuchungen zu erkennen, die vorgefertigte Vergleichsinstrumente benutzen.

Die vergleichenden Verfahren, die sich auf Datenbanken vom Typ Eurobarometer stützen, beruhen auf dem in den Fragen enthaltenen Postulat des universellen und eindeutigen Charakters der mobilisierten politischen Kategorien. Dabei bleibt unberücksichtigt, dass der Standpunkt des Betrachters somit als neutral und in gleicher Distanz zu den verschiedenen Kontexten angenommen wird. Derlei Postulate sind schwer aufrecht zu erhalten. Ein einzelner Wissenschaftler – oder sogar ein Forschungsteam – ist schwerlich in der Lage, die politische Situation, die sprachlichen Feinheiten und die Bandbreite der politischen Bedeutungen in der Gesamtheit der nationalen Kontexte zu beherrschen. Bei dieser Art von Arbeiten werden die Abweichungen zwischen den nationalen Kontexten durch deduktive Mutmaßungen von allgemeiner Tragweite erklärt (beispielsweise die Überzeugung, dass die Staatsbürger der Länder, die vom europäischen Haushalt profitieren, der europäischen Integration positiv gegenüberstehen), oder indem kulturalistische Interpretationen, die auf der „Kompatibilität“ zwischen europäischen und nationalen Werten beruhen, ins Feld geführt werden (beispielsweise die Annahme der Bedeutung der nationalen Souveränität oder die Annahme, dass die Erfahrung eines Förderstaats die europäische Konstruktion leichter durchschaubar mache). Derartige Ad-Hoc-Interpretationen reproduzieren und vergegenständlichen verschiedene Allgemeinplätze über die nationalen Kulturen, ohne dass ihre Autoren über die empirischen Mittel verfügten, deren Stichhaltigkeit zu überprüfen. Die formale Apparatur, die das Aufstellen von statistisch bedeutsamen Korrelationen erlaubt, produziert einen Effekt der Strenge, der missbräuchlich zu einer Kausalinterpretation ausgeweitet wird, die 27 in ungleichem Maße beherrschte nationale Kontexte zusammenfasst.

Unsere Untersuchung ist von dem Prinzip ausgegangen, dass Vergleiche immer asymmetrisch sind. Schließlich sind die Forscher in einem bestimmten

sprachlichen, gesellschaftlichen, nationalen und wissenschaftlichen Kontext sozialisiert. Sie neigen dazu, die Denkkategorien und Analyseschemata, mit denen sie vertraut sind, auf andere Kontexte zu übertragen. Der Vergleich greift zu derartigen Transfers, wenn er eine Maßeinheit zur Einordnung der empirischen Beobachtungen auf einer Skala der Gemeinsamkeiten und Unterschiede festlegt.⁹

Unsere Untersuchung stützt sich auf eine in den Vereinigten Staaten und in Frankreich entwickelte Forschungstradition, die sich mit der sozial differenzierten Fähigkeit zur Aneignung und Produktion eines mit dem Politischen verbundenen Diskurses beschäftigt. Diese Problematik wurde zunächst im Kontext Frankreichs auf die europäischen Fragen übertragen und anschließend auf andere nationale Kontexte. Um die Vergleichbarkeit der Ergebnisse zu gewährleisten, musste man manchmal identische und manchmal unterschiedliche Fragen stellen und dabei ein Untersuchungsprotokoll beachten, um die Bandbreite der eventuellen sozialen und nationalen Besonderheiten der Antworten auszumachen.

Zwei Schutzmechanismen wurden eingeführt, um die Auswirkungen der „annektionistischen“ Logik des Projektes zu kontrollieren. Der erste bestand darin, Spezialisten eines jeden Landes während aller Etappen des Projektes eng miteinander zusammenarbeiten zu lassen. Um der Versuchung eines selbstreferenziellen Vergleichs zu entgehen,¹⁰ wurde der Fragebogen jedem einzelnen Kontext angepasst, indem man spezifische Fragen über „europäische“ Zielsetzungen, die in den nationalen Debatten besonders augenfällig waren, einarbeitete (in Frankreich beispielsweise über die Bolkestein-Richtlinie oder den „polnischen Klemptner“, in Deutschland über den Beitritt der Türkei, in Polen über die Erwähnung der christlichen Wurzeln Europas in der Präambel des Verfassungsvertrags). Der zweite Schutzmechanismus bestand in einer Gegenüberstellung der verschiedenen Sichtweisen und empirischen Materialien. Diese Dynamik der gegenseitigen Kontrolle erlaubte es, Defizite des theoretischen Rahmens aufzuzeigen, der zu Beginn um den Fall Frankreichs herum konstruiert wurde, und seine allgemeinere Tragweite zu

9 Wie Dakhli, Jocelyne (1995: 44) schreibt, „beruht die Annahme einer Analogie, die Vorstellung, dass ein gleichartiges Phänomen auf beiden Seiten einer (kulturellen, politischen oder religiösen) Grenze beobachtet werden kann, notwendigerweise auf einem annektionistischen Verfahren. Egal, ob man letztendlich auf Identität oder Differenz schließt, geht es zu Beginn immer darum, die Konformität eines Objektes, das man weniger oder kaum oder nicht kennt, mittels eines Objekts zu empfinden, das seinerseits bereits bekannt ist.“

10 Hassenteufel, Patrick (2000: 108) bezeichnet mit diesem Ausdruck „die Fälle, in denen der Vergleich nur dazu da ist, um eine Hypothese für gültig zu erklären, ohne dass andere Hypothesen berücksichtigt werden. Der Wissenschaftler lässt den Vergleich nicht sprechen, er bringt ihn zum Sprechen, oder vielmehr spricht er an seiner Stelle“.

testen. Dieses Verfahren, das die Asymmetrie bewusst in Kauf nimmt, unterscheidet sich von den Sekundäranalysen internationaler Datenbanken, wo die Arbeitshypothesen, die Fragen und das Untersuchungsprotokoll im Vorhinein entworfen werden, was Hin- und Herbewegungen zwischen den Forschungsterrains und dem theoretischen Rahmen unmöglich macht. Ein derartiger gedanklicher Vergleich erzeugt dagegen Hebeleffekte, die den theoretischen Ausgangsrahmen verfeinern und neue Fragestellungen generieren können.

Diese Methode versucht, Antworten auf zwei Quellen der Anfälligkeit von komparativem Wissen zu liefern, die auf dem nicht ausreichend reflektierten Gebrauch internationaler Datenbanken beruhen. Indem man den Vergleich von vornherein als ein asymmetrisches und sich stetig weiterentwickelndes Untersuchungsinstrument betrachtet, bemüht man sich, den unauslöschlichen nationalen Anteil, der in der Sprache und in den Denkschemata enthalten ist, wieder zu berücksichtigen. Diese Hin-und-Her-Bewegungen zwischen dem französischen Kontext des analytischen Ausgangsrahmens und den anderen nationalen Terrains wurden gleichzeitig durch die Wiedergabe vorläufiger Ergebnisse zu jeder Phase der Untersuchung gewährleistet, und durch die Tatsache, dass sich innerhalb des Teams Forscher befanden, die aus den untersuchten Ländern stammten. Sie waren in der Lage, die unterschiedlichen Kontexte zu beleuchten und die eventuellen frankreichspezifischen Besonderheiten der Ausgangsmatrix der Forschungsfragen und -hypothesen zu hinterfragen. Auf der anderen Seite haben wir versucht, die häufige Kluft zwischen dem verfügbaren Untersuchungsmaterial und den meist kulturalistischen oder intellektualistischen Interpretationen zu verringern, die bei internationalen Vergleichen äußerst präsent sind. Außerdem erweisen sich die qualitativen Methoden als geeignet, die Gemeinplätze über die nationalen Besonderheiten der Vorstellungen von Europa zu hinterfragen. So weiß man beispielsweise, dass der deutsche Föderalismus oder die komplexe Beziehung zur nationalen Identität häufig als Verständnisrahmen präsentiert werden, der den relativen Konsens hinsichtlich der EU erklären soll, der in Deutschland herrscht. Die Interviews erlauben es, den tatsächlichen Einsatz solcher Argumente zu überprüfen und die begrenzten Bevölkerungssegmente zu erfassen, die dazu neigen, sich derartige Referenzen anzueignen.

Die Dynamik des Forschungsprozesses hat es ermöglicht, von einer anfänglich auf Frankreich und Deutschland begrenzten Forschung zu einem umfangreicheren Vergleich überzugehen, der Polen, Italien und die Tschechische Republik einschließt. Diese Ausweitung fand mit begrenzten Mitteln statt, und die Untersuchungsbedingungen sind nicht in allen Ländern identisch. Die Untersuchung begann im Jahre 2006 in Frankreich mittels vertiefter Interviews und hat sich von Paris und Straßburg aus bis 2009 fortgesetzt. Das politikwissenschaftliche Forschungslabor der Universität von Amiens (CURAPP) hat über mehrere Jahre hinweg wiederholt eine eingeschränkte Auswahl von

Personen befragt (N=24), um ihre Beziehung zum Bereich der Politik und deren eventuelle Veränderung aufgrund von Ereignissen, insbesondere Wahlkämpfen zu beobachten. Seit 2007 haben die Forscher des CURAPP auch bestimmte Fragen zu europäischen Themen in ihre Untersuchungen aufgenommen. In Deutschland wurde die Untersuchung von Berlin und Straßburg aus durchgeführt. Da die Anzahl der verfügbaren Interviewer, die die Befragungen auf Deutsch durchführen konnten, geringer war, war auch die Auswahl an Probanden kleiner als in Frankreich (132 gegenüber 332). Die Auswahl der drei anderen Länder war gleichermaßen von praktischen Überlegungen und von den Forschungshypothesen bestimmt. Ondrej Novotny hat sich dem Programm Concorde ausgehend von seinen Forschungen über die Angestellten tschechischer Industrieunternehmen angeschlossen. Aufgrund seiner eigenen wissenschaftlichen Zielsetzungen und der Mittel, über die er verfügt, ist die Auswahl seiner Befragten weniger diversifiziert und weniger umfangreich (N=44) als in den anderen Ländern. Ende des Jahres 2007 hat das Team der Universität Turin eine Finanzierung erhalten und konnte so mit der Untersuchung in Italien beginnen. Auch hier ist die Anzahl der durchgeführten Interviews aufgrund der zeitlichen Verzögerung, des verfügbaren Budgets und des Bestands an Interviewern geringer als im Fall von Frankreich und Deutschland (N=60). Schließlich begann die in Polen durchgeführte Untersuchung Anfang 2008, und 100 Interviews wurden realisiert. Durch die Erhöhung der Anzahl der von der Untersuchung betroffenen Länder wurde der theoretische Rahmen des Projektes bereichert. Denn der französisch-deutsche Vergleich hatte es zwar erlaubt, zwei Länder mit gegensätzlicher nationaler Geschichte und Politik zu vergleichen, in denen europäische Themen in unterschiedlichem Maße politisiert sind, doch handelte es sich in beiden Fällen um „große“ Länder, die seit dem Beginn der europäischen Konstruktion präsent sind. Die Ausweitung des Vergleiches in Richtung Italien und vor allem in Richtung der neuen Mitgliedsstaaten hat es ermöglicht, neue Fragestellungen aufzunehmen, die zu Beginn der Untersuchung nicht vorhanden waren, beispielsweise bezüglich der Mitgliedschaftsdauer, der Erblasten des Kommunismus, der Auswirkungen der ökonomischen und politischen Umwälzungen oder dem Gegensatz zwischen „großen“ und „kleinen“ europäischen Ländern.

Grundeinstellungen beobachten oder Artefakte erzeugen?

Nachdem heutzutage eine Meinungsumfrage die nächste jagt, wird geradezu selbstverständlich angenommen, dass ein solches Instrument zur Erforschung europäischer Themen und Grundeinstellungen geeignet ist. Derartige Untersuchungen werfen jedoch schwierige methodologische Fragen auf. Denn nur

wenige Bevölkerungsgruppen interessieren sich wirklich für europäische Fragen und sind mehr oder weniger über sie informiert. Wenn man Vertreter aller sozialen Gruppen befragen will, wird man zwar häufig auf Ablehnung stoßen, doch wird es einem trotzdem gelingen, Personen zu befragen, die in vielen Fällen nur selten, ja sogar nie, Gelegenheit haben, über die Themen zu sprechen, über die man sie befragt. Man erhält also Erklärungen, deren Status zwiespältig ist, da viele von ihnen in der sozialen Welt außerhalb der Untersuchungssituation, die sie zu Tage gefördert hat, nicht existieren. Manche Grundeinstellungen zu Europa werden somit auf der Grundlage von Materialien beobachtet, deren Status einem Untersuchungsartefakt nahe kommt. Dieses Problem ist vor allem bei Personen spürbar, die kaum über politische Fragen informiert sind und die sich von den Aktivitäten der Institutionen der Europäischen Union nicht besonders betroffen fühlen. Doch gilt dies nicht für alle Themen in gleicher Weise. Einige europäischen Realitäten sind in den Augen der gesamten Bevölkerung „vertraut“ („augenfällig“) geworden. So „kennen“ selbst Angehörige der am weitesten von der politischen Debatte über europäische Fragen entfernten Fraktionen den Euro und haben Gelegenheit gehabt, darüber zu diskutieren, und sei es auch nur oberflächlich. Es können also nicht alle im besonderen Rahmen eines soziologischen Interviews aufgezeichneten Reaktionen als Untersuchungsartefakte betrachtet werden. Angesichts der Intensivierung der europäischen Integration darf man annehmen, dass dieser artefaktische Aspekt der Untersuchungen zu europäischen Fragen ein wenig abgenommen hat, selbst wenn er bei vielen Themen immer noch beträchtlich ist.

Man muss jedoch auch zwischen Untersuchungsartefakten und sozialen „Artefakten“ unterscheiden. Stichproben von Bürgern der EU-Mitgliedsländer werden regelmäßig zu den unterschiedlichsten europäischen Themen befragt. So wurde zum Beispiel im Oktober 2007 eine deliberative Meinungsumfrage in Brüssel organisiert, und die Organisatoren freuten sich darüber, dass bei dieser Gelegenheit eine „öffentliche europäische Sphäre“ sichtbar wurde. Solche deliberativen Meinungsumfragen werden, ebenso wie die klassischen Meinungsumfragen, auf unterschiedlichste Art und Weise benutzt und erzeugen politische Effekte. Auf einem höheren Niveau gesellschaftlicher Mobilisierung wurden in mehreren Ländern unterschiedliche Volksabstimmungen zu Fragen abgehalten, die die europäische Integration berührten. Im Falle Frankreichs zeigen die Interviews, dass das Referendum von 2005 und sogar das von 1992 Spuren hinterlassen hat, auch wenn sie zugegebenermaßen unklar und vereinzelt sind. Sie neigen dazu, mit der Zeit zu verblassen, obwohl einige weiter existieren, vor allem innerhalb der politisierten Fraktionen der Bevölkerung, aber auch, was noch überraschender ist, hie und da innerhalb der weniger politisierten sozialen Gruppen. Das Referendum von 2005 hat also –

wenn auch in begrenztem Umfang – Auswirkungen auf das Informationsniveau und die Vertrautheit der Bevölkerung mit der EU gehabt.

Wenn die gesamte Öffentlichkeit aufgefordert ist, ihre Meinung über europäische Fragen abzugeben, ist es aus soziologischer Sicht legitim, zu versuchen, auf „experimentellem“ Wege Situationen zu reproduzieren, bei denen Bürger aller Bereiche des sozialen Raumes aufgefordert werden, ihre Meinung zu äußern. Man kann sich beispielsweise für die Art und Weise interessieren, wie die verschiedenen Teile der Bevölkerung die Fragen, die man ihnen stellt, verstehen und wie sie darauf antworten, oder auch, welchen Grad an Überzeugtheit sie in ihre Antworten legen.

Ausgelöste Reaktionen und spontane Reaktionen

Wie die Meinungsumfragen möchten die hier analysierten Untersuchungen Personen an europäischen Fragen beteiligen, die in der Realität in äußerst ungleicher Weise an ihnen beteiligt sind. Dabei erschien es auch sinnvoll, die tatsächlich mobilisierten Bevölkerungsgruppen durch eine getrennte Betrachtung mit einzubeziehen. Aus diesem Grund haben wir ebenfalls versucht, spontane Formen der Mobilisierung von Bürgern zu beobachten. Das Ziel war es, Reaktionen in Bezug auf Europa zu studieren, die sich im Verlauf der sozialen Aktivität der Individuen ausdrücken, ohne dass diese durch eine erzwungene Mobilisierung provoziert würden, wie es bei Meinungsumfragen oder den Interviews der Fall ist. So haben sich Mitglieder des Teams mit Briefen mit „Europa“-Bezug auseinandergesetzt, die Leser an ihre Zeitung geschickt haben oder für Antworten auf Online-Umfragen, die sich auf den Internetseiten von *Think Tanks* befinden, die sich mit europäischen Fragen beschäftigen. Ziel war es, die Besonderheiten und den Diskurs der tatsächlich mobilisierten Bevölkerungsgruppen zu beobachten und zu beschreiben. Dieser Teil des Projektes wurde im Falle Frankreichs durchgeführt, konnte jedoch in den anderen ausgewählten Ländern nicht realisiert werden. Wir haben uns dennoch entschieden, die wichtigsten Einsichten daraus hier vorzustellen, da sie, wie wir sehen werden, mit einigen der allgemeinen Ergebnisse des Projektes übereinstimmen.

Die Auswirkungen des Kontextes und die Gruppendiskussionen¹¹

Eine Untersuchung zeichnet die Wahrnehmungen, Vorstellungen, Meinungen und Reaktionen einer befragten Person im besonderen Kontext der Durchführung eines Interviews oder der Verteilung eines Fragebogens auf. Das Risiko besteht darin, zu schnell anzunehmen, dass die in diesem besonderen Rahmen aufgezeichneten Meinungen „authentische“ Meinungen seien, die die befragte Person unter allen Umständen ausdrücken würde. Wenn man versucht, aus der Beobachtung der Meinungen auf die dahinter liegenden Grundeinstellungen zu schließen, geht man das Risiko ein, etwas als Grundeinstellung zu Europa zu bezeichnen, das in Wirklichkeit eine Grundeinstellung zu dem Europa ist, wie es sich in einer besonderen Situation entwickelt und zeigt. Dieses methodologische Problem wird abgeschwächt, wenn die Untersuchung im Anschluss an einen sozialen Mobilisierungsprozess durchgeführt wird. Die Meinungen mancher Befragten sind dann weniger das Produkt der Untersuchungssituation als das Resultat des Mobilisierungsprozesses selbst. In den anderen Fällen kann man nicht voraussetzen, dass die im Rahmen eines Interviews aufgezeichneten Reaktionen dieselben wären, wenn sie in einem anderen Kontext geäußert würden. Deshalb stützt sich das Programm Concorde zusätzlich auf vierundvierzig Gruppendiskussionen (*focus groups*), die zwischen 2006 und 2009 zunächst in Straßburg, später dann in Paris organisiert wurden.

Diese Technik zielt darauf ab, zu beobachten, wie verschiedene Teilnehmer auf Themen, die von einem Moderator vorgeschlagen werden, reagieren und untereinander darüber debattieren. Zwar enthält das Untersuchungsdispositiv einen künstlichen Aspekt, doch bietet es die Möglichkeit, den Meinungsaustausch unmittelbar zu beobachten und spontan auftretende Meinungen, Argumente und Konzeptualisierungen der Befragten zu erfassen.¹² Durch das Wegfallen der Rolle des Interviewers und das Herstellen einer Interaktion unter „Gleichen“, kann die Technik eine Gesprächssituation zwischen einander nahestehenden Personen herstellen. Die ausgetauschten Wortmeldungen können „natürlicher“ (Stewart und andere, 2006: 41 ff.) sein als der aufgezeichnete Diskurs in einer Beziehung zwischen Interviewer und Befragtem.

Die Gruppendiskussionen wurden als ein Instrument eingesetzt, mit dessen Hilfe wir unsere Fragestellungen überprüfen oder die Gültigkeit bestimm-

11 Philippe Aldrin ist Mitverfasser dieser Bemerkungen über die Gruppendiskussionen.

12 Nach Gamson, William (1992:17) ist „der größte Vorteil der Methode der *focus groups*, dass sie es erlaubt, den Prozess zu beobachten, durch den die Menschen einen miteinander geteilten Sinn konstruieren und verhandeln, indem sie ihren natürlichen Wortschatz benutzen.“

ter Hypothesen testen konnten. Ziel war es, zu sehen, ob sich die Grundeinstellungen zu Europa durch den Kontext der Interaktion verändern würden. Sie sind allerdings auf den Fall Frankreichs beschränkt und decken keine ausreichend diversifizierte Auswahl relevanter Bevölkerungsgruppen ab. Sie ermöglichen es jedoch, die Art und Weise zu beobachten, wie es die Probanden im Laufe einer Interaktion, die weniger Zwängen unterliegt als ein förmliches Interview, bewerkstelligen, eine Meinung zu Europa „vorzubringen“.

Man sieht beispielsweise, wie jedes Mitglied einer siebenköpfigen Arbeitergruppe zur Definition eines von allen geteilten Analyserahmens beiträgt. Einer erwähnt den Beitritt der „Länder des Ostens“ und seine Auswirkung auf die Wirtschaft. Ein anderer spricht das Problem des „Outsourcing“ an. Ein Dritter behauptet, das „Nein“ von 2005 sei „der Beweis, dass es alle kapiert haben“. Die Kooperation vollzieht sich nicht nur auf der Ebene von Wortschatz und Informationen. Die aufeinander folgenden Aussagen zeigen, dass das Unter-Sich-Sein – verstärkt durch die Tatsache der gegenseitigen Bekanntschaft – eine Anpassung an den kritischen Europa-Diskurs ausführender Arbeitnehmer (Outsourcing, mit dem Euro zusammenhängende Inflation) bewirkt. In manchen Fällen scheint die Methode also die Konstruktion und Behauptung eines kollektiven Standpunktes zu begünstigen. Dagegen liefern die Gruppendiskussionen, die mit stärker heterogenen Teilnehmergruppen realisiert wurden, weniger eindeutige Ergebnisse. Da eine implizite Übereinstimmung der Teilnehmer fehlt, ist der Austausch der Ansichten oft chaotischer, und zahlreiche Unterbrechungen und Abschweifungen behindern die Äußerung und die Argumentation der Meinungen (in diesem Sinne, siehe Delli Carpini und Williams, 1994).¹³

Diese Materialien werden im Rahmen dieses Buches kaum ausgewertet. Erstens, weil sie ausschließlich im französischen Kontext gesammelt wurden und weil ihnen die vergleichende Dimension fehlt. Zweitens, weil diese neue Methodik präzisiert und weiterentwickelt werden muss, damit die Ergebnisse, auf die sie einen kurzen Blick erlaubt, besser untermauert werden können als wir es momentan vermögen.

13 Auf dieses Problem ist mehrfach hingewiesen worden. Siehe Michael X, Delli Carpini., Williams, Bruce A (1994), „The Method is the Message: Focus Groups as a Method of Social, Psychological, and Political Inquiry“, in: *Research in Micropolitics*, 4.

